

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badischer Beobachter. 1863-1935 1909**

171 (31.7.1909) 2. Blatt



# Badischer Beobachter.

## Hauptorgan der badischen Zentrumsparlei.

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p>Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: In Karlsruhe durch Träger zugestellt, monatlich 90 Pfg., vierteljährlich 2.70. In der Geschäftsstelle oder den Abzügen abgeholt, monatlich 80 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt M. 3.25, durch den Briefträger ins Haus gebracht, M. 3.67 vierteljährlich. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen.</p> | <p><b>Beilagen:</b><br/>Einmal wöchentlich: das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt „Stern und Blumen“.<br/>Zweimal wöchentlich: das vierseitige Unterhaltungsblatt „Blätter für den Familiensitz“.</p>  | <p>Anzeigen: Die sechspaltige Zeitzeile oder deren Raum 25 Pfg., Kleinanzeigen 60 Pfg. Lokalanzeigen billiger. Bei öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen nehmen außer der Geschäftsstelle alle Anzeigen-Vermittlungsstellen an.<br/>Redaktion und Geschäftsstelle: Adlerstraße Nr. 42 in Karlsruhe (Baden).<br/>Sprechstunden der Redaktion: von halb 12 bis 1 Uhr mittags.</p> |
| <p>Rotationsdruck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ in Karlsruhe, Adlerstraße 42. Heinrich Vogel, Direktor.</p>   | <p>Verantwortlicher Redakteur für deutsche und badische Politik, sowie Feuilleton: J. Theodor Meber; für Ausland, Nachrichten und den allgemeinen Teil: Franz Bahler; für die Unterhaltungsbeilagen, den Handel und Verkehr: Heinrich Vogel; familiäre in Karlsruhe.</p> | <p>Verantwortlich für Anzeigen und Kleinanzeigen: Hermann Bahler in Karlsruhe.</p>   |

### Freidenker für die Einführung der Ketzerverbrennung.

Der von den modernen Freidenkern fleißig als Eideshelfer angerufene Denker Kant sagt einmal in seiner „Kritik der reinen Vernunft“: „Der Mangel an Urteilskraft ist eigentlich das, was man Dummen nennt, und einem solchen Gebrochen ist gar nicht abzugeben.“

Prophezeien des Geistes hat damit der Philosoph von Königsberg das moderne Freidenkertum trefflicher gezeichnet. Was würde der Mann erst gerurteilt haben, wenn er die Studienzeiter gekannt hätte, welche die sozialdemokratische Presse von ihren freidenkerischen Stribulanten in ihre Spalten legen läßt. Ein solcher Geisteskrant zurzeit in sozialdemokratischen Blättern keine eingepauften Sprüchlein über Inquisition, Ketzerverbrennung usw. aus.

Von Geschichtskennntnissen keine Spur. Nach ihm sind es Päpste und Konzilien gewesen, welche in fanatischer Weise wider die Ketzerei Scheiterhaufen und Märtyrer aller Art erdrosselt haben. Das Blut erflarrt uns in den Adern über die bestialischen Marterungen armer Menschen, die historisch erwiesenermaßen direkt von der Kirche und von kombinierten Schwärzern inanguriert und ausgeführt wurden, so schreibt dieser Geschichtskritiker mit eiserner Stirne. Er nennt auch die Namen der Päpste Lucius III. und Innocenz III.

Seltenerweise wird der Name jenes Freidenkers, der furchtbare Blutgeiße gegen die Ketzerei erlassen hat, der die Strafe des Feuer Todes, die bis dahin nur in einzelnen Ländern oder Provinzen bestand, auf sein ganzes Reich von Sizilien bis zur Nordsee ausdehnte — wir meinen Friedrich II. — mit feiner Silbe genannt. Das läßt der Wahrheitslieb der Freidenker nicht zu. Wenn am Ende wäre ein Ketzler, wenn er auch sonst nichts von der Sache wüßte, doch stutzig geworden, ob denn wirklich die Päpste und die Kirche so ganz allein schuldlich, die rudiolose Verbrennung an der Menschheit waren, wenn er hört, daß selbst ein freidenkerischer Kaiser, der allezeit ein erbitterter Feind der Kirche war, zu denselben Maßregeln griff und sie in seinem Reiche zum Gesetz machte! Und wie erst hätten die Ketzler aufgeschaut, wenn sie erfahren hätten, daß die Kirche, daß Päpste, Bischöfe und Theologen zunächst weit entfernt, die Ketzerverbrennung zu befürworten, sich gegen diese gefehmt haben, als sie im elften Jahrhundert als eine Art von Lynchjustiz von den Volksmassen geübt wurde.

Ein paar Tatsachen mögen das Gesagte erhärten: Als in Chalons in Frankreich um das Jahr 1045 Anhänger der manichäischen Sekte entdeckt wurden, wandte sich der dortige Bischof Roger an Wazo, den Bischof von Lüttich, mit der Anfrage, was er mit den Leuten tun solle. Dieser gab zur Antwort: dem weltlichen Gerichte dürfen sie nicht ausgeliefert werden, da ihr Leben Gott dem Herrn gehöre, der ein Gott der Erbarmung und der Liebe sei. Als am Weihnachtsfest 1052 Kaiser Heinrich III. in Goslar nach dem Beispruch der anwesenden Fürsten einige Ketzler (Angehänger der manichäischen Sekte) zum Tode durch den Strang verurteilt, ward dieses Vorgehen von dem Lütticher Domherrn Anselm, dem Lebensbeschreiber Wazos, scharf getadelt. Ebenso widersetzte sich der Erzbischof Anno von Köln um das Jahr 1060 mit aller Macht dem fanatischen Pöbel, als dieser gegen entdeckte Ketzler gewaltsam vorgehen wollte.

Zum Ueberflus wollen wir aus einem antifikirlichen Tugendwerk, der „Geschichte der Inquisition im Mittelalter“ von dem Amerikaner Lea, dessen antifikirliche Tendenzmaße sein deutscher Uebersetzer Stadtschreiber Hansen-Köln noch mehr verhärtet hatte, bis er auf die zermeternde Kritik W. S. Baumgartens hin seine Uebersetzung einstellte, ein Urteil anführen. Da lesen wir:

„Die Praxis, die Ketzerei lebendig zu verbrennen, wurde also nicht erst durch ein bestimmtes Gesetz geschaffen, sondern entstand allgemein und spontan, und ihre Annahme durch den Gesetzgeber war nur die Anerkennung des bestehenden Volksgebrauchs. Wir haben zahlreiche Beispiele davon (von denen wir oben einige erwähnt) in einer früheren Kapitel lernen gelernt... Der Ursprung dieser Strafe läßt sich nicht leicht nachweisen, vielleicht geht er zurück auf die heidnische Geistesgebung des Dionysius, der die Strafe für den Manichäismus einführte.“ (I, 249).

In diesen Zeilen ist bereits darauf abgezielt, den Kaiser Friedrich II., den Feind der Päpste und der Kirche, den Freigeist auf dem Throne der Stauer, zu entlassen, daß er gerade die blutige drakonische Gesetzgebung mit Strafe des Feuer Todes wider die Ketzerei erlassen hat. Bequemer wäre es ja, wenn man den Kaiser hintertreiben könnte als willkürliches Werkzeug des Papstes, der, um dem Papst zu gefallen, jene Gesetzgebung erließ; allein, das hätte den geschichtlichen Tatsachen doch zu arg ins Gesicht schlagen; ließe zudem auch den Kaiser nicht im besten Lichte erscheinen, wenn er wegen einer poli-

tischen Sinnesänderung Hunderte von Menschen den Flammen überliefert hätte.

Es bleibt also bei der Tatsache: der Papst und der Freigeist stimmen in der Notwendigkeit drakonischer Maßnahmen gegen die Ketzerei überein. Wer den ersten tadelt, muß den andern ebenso tadeln. Oder er tadelt keinen und sucht danach die Sache geschichtlich zu verstehen. Und das ist für einen Geschichtsforscher, dem es nicht um Hege mit erlogenen Schauermärchen zu tun ist, Pflicht.

Wie es gerade zur Strafe des Verbrennens für Ketzerei kam, haben wir oben schon von Lea angedeutet erhalten. Es ist die Wiederaufnahme der Gesetze des alten Römerreiches, das Wiederaufleben des alten römischen Rechts, das die kaiserlichen Kaiser bevorzugten, weil sie da glaubten, für ihre absolutistischen Bestrebungen die erforderliche Unterlage zu erhalten.

Fragt man dann als denkender Geschichtsschreiber, nicht als Schauerromanzfabrikant, weiter, warum man denn gegen die Ketzerei mit den äußersten Maßregeln vorgeht, so weiß ein Kenner der Geschichte auch darauf eine Antwort. Und diese ist in der Tatsache gegeben, daß die damaligen Ketzereiführer Katarer, Waldenser, Albigenser sich nicht etwa bloß auf religiösen Gebieten hielten, sondern zugleich Revolutionäre gegen die gesellschaftliche und staatliche Ordnung waren. Damit der sozialistische Märchendichter uns nicht etwa eine tendenziöse Darstellung der Sache zum Vorwurf machen kann, wollen wir das Urteil des vorhin schon genügend charakterisierten Lea anführen:

„Wie sehr wir auch die Mittel verwünschen mögen, die zu seiner Unterdrückung angewandt wurden, und wie sehr wir auch diejenigen bemitleiden, die um des Gewissens willen also litten, so können wir doch nicht umhin, zuzugeben, daß die Sache der Orthodoxie in diesem Falle mit der Sache der Zivilisation und des Fortschritts übereinstimmte. Wäre der Katarismus vorhergehend geworden, oder hätte man ihm auch nur Gleichberechtigung zugestanden, so würde sich sein Einfluß unfehlbar verhängnisvoll erwiesen haben.“ (Geschichte der Inquisition im Mittelalter, deutsch herausgegeben von Hansen, Bonn 1905, I, 117).

Und zum Schluß noch ein paar „Ketzerei“ selbst: Hat doch ein waldensischer Ketzereiführer in Oesterreich angehängt des Todes noch erklärt: Ihr tut recht, daran, daß ihr uns verurteilt. Wäre unsere Zahl nicht vermindert worden, so hätten wir die Gewalt, welche ihr jetzt gegen uns gebraucht, gegen euch an-

gewendet,“ d. h. gegen alle Kleriker, Religiösen (Ordensleute) und Laien.

Kennt man diese Dinge und Verhältnisse, dann versteht man, wie der Freigeist Friedrich II. so scharf einschritt und warum er da nicht aus politischer Geheulelei, sondern aus innerer Anschauung und Ueberzeugung heraus an die Seite des Papstes trat; ja diesen aufmunterte durch Hinweis auf sein eigenes Beispiel.

Selbst dem Tendenzhistoriker Lea drängt sich die Betrachtung auf, daß diese Leute die Ketzerei nicht aus Blutdurst und Grausamkeit verfolgten und verbrannten, sondern als beruene Hüter und Schützer der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung.

„Es ist Tatsache, daß Männer von der größten Herzensgüte, dem tiefsten Verstande, den edelsten Bestrebungen, dem reinsten Eifer für Recht und Wahrheit, von einer auf Liebe und Warmherzigkeit gegründeten religiösen Gesinnung rücksichtslos waren, wenn es sich um Ketzerei handelte, und bereit waren, sie zu zertreten, welche Leiden es auch kosten mochte. Dominikus und Franziskus, Bonaventura und Thomas von Aquin, Innocenz III. und Ludwig der Heilige waren Typen verschiedener Art, auf die die Menschheit zu jeder Zeit stolz sein konnte und doch waren sie ebenso mitleidlos gegen die Ketzerei, wie es Ezzeino da Romano gegen seine Feinde war. Bei solchen Männern war das Motiv nicht die Hoffnung auf Gewinn oder Ruhm oder Ehre, sondern die eigene Meinung oder übermüthige Ausübung der Macht, sondern nur Pflichtgefühl; sie taten nur das, was vom 13. bis 17. Jahrhundert allgemein der öffentlichen Meinung entsprach.“ (I, 262 f.).

Natürlich derjenige, welcher wie das Freidenkertum mit allen revolutionären Bestrebungen liebängelt, wenn dabei nur Kirchen eingeworfen und Pfaffen die Schädle eingeschlagen werden, ist in solchen Fragen unbeeindruckt. Aber er sollte dann wenigstens so viel Größe im Kopf haben, daß er nicht andere Leute tadelt wegen der Dinge, die er selbst tut.

Oder gibt es auf der weiten Welt eine unbilligere Evidenz als dieses Freidenkertum, das in seinem fanatischen Borniertheit das am liebsten gleich allen Gläubigen mit Feuer und Schwert den Garaus machen möchte, wenn's nur angeht? Ueber Toleranz des Mittelalters sich entrüsten und dabei selbst von Intoleranz gegen Andersdenkende förmlich glücken und dieser Intoleranz in vöblen Worten Beschimpfungen Andersdenkender Ausdruck geben, ist nur möglich bei einer jämmerlichen Grundlosigkeit oder erbärmlichen Geheulelei.

### Bergmüch.

Von Waldert Stifter.

(Schluß.)

Es waren Jahre nach diesem Ereignisse vergangen. Die Feinde, die damals gestiegen hatten, waren nun vollkommen geschlagen, ihre Hauptstadt erobert, ihr weltberühmter Hüter auf Elba und endlich nach seinem Herabdrücke gar auf St. Helena verbannt, und der Friede ruhte segnend auf allen Ländern, die so lange verwüstet worden waren. Die Menschen, welche den Krieg noch gesehen hatten, erkannten vollkommen diesen Entschlus, und daß ein solcher, der ihn mit Wohlgefallen entzündet, wie sehr ihn spätere verlebte Zeiten auch als Heiden und Halbgoth betrachten, doch ein verabschiedungswürdiger Mörder und Verfolger der Menschheit ist, und sie meinten, daß nur die Zeiten aus seien, wo man solches begnne, weil man zur Einsicht gekommen: aber sie bedachten nicht, daß andere Zeiten und andere Menschen kommen würden, die den Krieg nicht kennen, die ihre Leidenschaften walten lassen und im Uebermuth wieder das Ding, das so entsehrlich ist, hervorruhen würden.

Es war in unsemern Schlosse abermals der Herbst gekommen, aber ein so lieblicher, daß man die meiste Zeit im Freien zubringen konnte, und daß die Bewohner des Schosses täglich große Spaziergänge machten, um noch das letzte ruhige Lächeln der Natur vor den Stürmen und Frösten zu genießen.

So sahen sie auch einmal alle an einem Nachmittage auf einem Hügel, der in dem Garten nahe an dem Gittertor, das auf das Feld führt, entstand war. Alfred und Julius hatten nämlich alle Ferien aller ihrer Studienjahre dazu verwendet, mit eigenen Händen und kleinen Schwallern einen Hügel aufzuführen und darauf ein Säulenbänchen aufzurichten, in dem die ganze Bewohnerschaft des Schosses Platz hatte. Der Schlosßherr und der Verwalter hatten die Knaben walten lassen, weil sie es für besser hielten, daß sie da bauten, wenn auch etwas so Ungeklärtes als einen Hügel, als daß sie durch Vogelstangen oder Zagen zerstört. Weil die Sonne gar so lieblich schien, wollte man in dem Säulenbänchen den Nachmittagskaffee verzehren. Man hatte die ganze Gerätschaft auf den Hügel, wollte aufsteigen und spielte mit den gelben Blättern, die herumlagen oder mit den Herbstfrüchten, die heuer

besonders reichlich flogen und an den Säulen des Säulchens und an den Gewändern der Gesellschaft hingen.

„Blüchlich tut Lulu, die eine erwachsene und, wir müssen es sagen, sehr schöne Jungfrau geworden war, einen Schrei.“

„Hat Dich eine Spinne geirret?“ fragte man. „Nein, ein weißer Mantel,“ antwortete sie und zeigte nach der Stelle, nach welcher sie bei Ausstufung ihres Schreies geblickt hatte.

Alle schauten hin. Außerhalb des Gitters stand auf dem Feldwege, der um den Garten ging, ein Wagen, in demselben saß ein einzelner Mann, der einen weißen Mantel um die Schultern hängen hatte und unverwandt auf die Gesellschaft hineinsah.

„Rauf, Julius,“ sagte der Vater, „und frage, ob er etwas wünscht.“

Der Knabe lief hin, redete mit dem Manne, kam zurück und sagte: „Eingelassen wünscht er zu werden, er sagt, er sei nicht ganz fremd.“

Der Knabe erhielt den Schlüssel, den man zur Bequemlichkeit bei Spaziergängen immer mit sich führte, er schloß das Tor auf, der Fremde ging herein, stieg den Hügel hinauf und stellte sich der Gesellschaft vor.

Man erkannte ihn augenblicklich. Es war der junge Mann aus jener schrecklichen Kriegsnacht. Aber er war nun kein Jüngling mehr, sondern ein fremdlicher Mann, der so gütig blickte, daß man unmöglich hätte glauben können, daß er der selbe sei, der damals das fürchterliche Spiel auf Leben und Sterben getrieben habe.

„Verzeihen Sie mir, meine Herren und Frauen,“ sagte er, „daß ich zu Ihnen komme, ich bin Ihnen nicht fremd, Sie haben nicht Ursache, mir irgend gut zu sein; aber Sie werden mich doch auch nicht hassen, was ich daraus schließen muß, daß seit den vielen Jahren her keine Genußnahme von mir wegen jener Nacht gefordert worden ist.“

„Nein, nein, es wird auch keine mehr gefordert werden,“ rief man und nötigte ihn zum Gehen. Er tat es und sagte: „Lassen Sie mich nur einen Augenblick fortfahren. Jeder Mensch hat einen Punkt der Sehnsucht in seinem Leben, nach dem es ihn immer hinzieht und den er erreichen muß, wenn er ruhig sein will. Meine Sehnsucht ist jenes Gitter dort. Seit ich damals in der Nacht sein Schloß erbrach, um auf den Turm zu gehen, und

die Richterstellung des Feindes zu zeichnen, seit jenem Augenblicke, wo ich es, da ich zurückkehrte, von dem Feinde besetzt fand und nun nur noch die Aussicht vor mir hatte, entweder als Spion gefangen und schändlich aufgehängt zu werden, oder durch einen tollkühnen Ritt von borne heraus in die überreichsten Feinde zu sprengen, um entweder erbrich zu fallen, oder eben durch die Unglaublichkeit des Wagstückes durchzukommen — nach rückwärts hätte ich wegen des gedankten Bodens und der andern Hindernisse nicht hinauszuweichen können — seit jenem Augenblicke zog es mich immer nach dem Gitter, und ich dachte, ich müßte es doch einmal sehen. Darum kam ich her und fuhr auf dem Feldwege um den Garten zu dem Gitter. Und lassen Sie mich es offenherzig sagen, einen nicht minderen Anteil an meinem Kommen hat der Gedanke, Sie alle zu sehen, mir wegen des Uebels, das ich Ihnen zuzugute und das mir immer Unruhe machte, Ihre vollkommene Verzeihung zu holen und ihre Achtung zu erwerben; denn ich habe seither in vielen Schlächten mit jenem leichtem Herzen gekämpft, das mir dieser Herr damals gemüßigt hat.“

Er zeigte mit diesen Worten auf den Verwalter. „So gefallen Sie mir viel besser, junger Mann, als in jener Nacht,“ sagte der mit rotem Angesichte und schneeweißen Haaren prangende Schloßherr.

„Ja, lieber Herr,“ erwiderte der Fremde, „ich kenne kein fröhlicheres Gefühl, als mit entlasteter Brust an der Seite seiner Stammes- und Sprachgenossen einen übermüthigen und anmaßenden Feinde des schönen Vaterlandes entgegen zu reiten. Wir ist dies Gefühl zuteil geworden, ich habe gesucht, die Scharte, die meine Dienstpflicht in jener Nacht der gemeinschaftlichen Sache vielleicht geschlagen hat, wieder gut zu machen, und mögen alle Himmel geben, daß das so tief fühlende, denkende, edelherzige Volk der Deutschen nie wieder in seinen altersgrauen Fehler zurückfalle und gegen sich selber kämpfe.“

„Ja, gebe es Gott, gebe es Gott,“ sagten die Männer.

Es war indeßen der Kaffee eingebracht worden, und die Hausfrau gab dem Fremden die erste Tasse. Der Verwalter ließ den Wagen um die Gartenmauer herum in das Schloß bringen, und der Schloßherr und alle luden den Fremden ein, nun in Ruhe und Ruhe in dem Schlosse zu bleiben, um das Gartengitter so oft anzuschauen, als er wolle.

Die Einladung wurde angenommen.

Der Fremde blieb nun im Schlosse. Er konnte das Gitter, den Turm, den Garten, die Gegend betrachten, soviel er nur immer wollte. Aber das Schicksal hatte auch noch ganz andere Zwecke mit seinem Reize verbunden. Alle gewannen ihn sehr lieb. Zwischen Lulu und ihm hatte sich das Verhältnis vollständig umgekehrt. So wie sie ihn in jener Nacht bewundert hatte, so konnte er nun von seiner Seite aus nicht anhören und sein Ziel finden, das Mädchen zu bewundern. Und da er es dem Kinde schon in jener Nacht angetan hatte, und da er jetzt gar so gut und freundlich war, so konnte es nicht fehlen, daß auch ihn die Jungfrau bald außerordentlich liebte und die Verehrung eine vollkommene gegenseitige war.

Da er wegen des guten Verhältnisses, das sich mit allen angeknüpft hatte, und wegen des Bündnisses aller, immer länger im Schlosse blieb, da er sich über Stand und Vermögen auswies, so sogar endlich ein bescheidenes, feil gewordenes Gut kaufte, um in der Gegend ansässig zu werden, so stand einem Bündnisse nichts entgegen, und die zwei Leuten wurden in der Pfarrkirche des Dorfes ehelich eingetraget.

Und von nun an begann ein ruhiges, friedliches und glückliches Leben. Ob wenn die Ehegatten in der Zukunft allein bei einander saßen, wenn er Lulu seine Freude und sein höchstes Glück auf dieser Welt nannte, sagte sie: „Wie hast Du durch Dein Herz die schönste Genußnahme gegeben, die Du geben konntest.“

„Es ist doch gut, daß ich ihn damals nicht erschlagen habe,“ sagte nach lange und öfter der uralte, gleichsam immer kleiner werdende Schloßherr. Lulu lächelte jedesmal bei dieser Rede. Vater selbst der graue Lehrer, obgleich er der Schach- und Spaziergenosse des Schloßherrn geworden war.

Die weißen Mäntel spielten noch lange eine Rolle in der Familie. Nicht nur trugen Alfred und Julius, die in dem kaiserlichen Seere dienten, weiße Mäntel, sondern auch der kleinere Alfred und der kleinere Julius, die Ruben Lulus, hatten im Winter, wenn sie im Schlitten über die Ebene gefahren wurden, weiße Mäntel an, die aus jenem weißen Mantel entstanden waren, den der Vater angehabt hatte, als er auf seinem Zuge begriffen war, das alte, eiserne Gitter zu suchen. Der Vater hatte mit den Waffen die weißen Mäntel abgelegt und trug jetzt im Winter dunkle und ausgezeichnete Pelze.



## Der spanische Krieg gegen die Kiffabylonen und der Aufruhr in Spanien.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in der Politik sein eigentliches Gepräge durch die Erhebungen des Islam erhält, jener Macht, über die der DurchschnittsEuropäer bereits glaubte zur Tagesordnung übergeben zu können. Das Balkanproblem ist noch immer nicht gelöst und kann bei der gegenwärtigen Ausprägung der Streitfrage noch allerlei Veränderungen bringen. Auch die Umwälzungen in Persien sind ein Werk des auflebenden Islam, das uns vielleicht nur deshalb weniger berührt, weil dort hauptsächlich nur Rußland und England interessiert sind.

Der schwerste und dunkelste Punkt scheint aber vorläufig Marokko bleiben zu wollen. Auf die Dauer werden die dortigen kriegigen Verhältnisse nicht geduldet werden können. Frankreich hat schon diese Millionen in Marokko verpulvert und sucht sich durch eine Besitzergreifung nach der anderen schadlos zu halten. Nun ist auch Spanien in Marokko, wo es an der Nordküste eigenes Gebiet besitzt, schwer engagiert und der erbitterte Krieg, der hien und drüben die schwersten Verluste hervorruft, lenkt die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf diesen Akt der Weltgeschichte.

Es handelt sich dabei für die spanische Nation darum, ihr militärisches Renommée, das im spanisch-amerikanischen Kriege zum Teil eingebüßt, wieder herzustellen. Aber der wahre Grund liegt doch noch tiefer. Die „Wiener Reichspost“ veröffentlicht ein sehr beachtenswertes Essay darüber, dem wir folgen des entnehmen:

„In der Tat ist Spanien an der nordafrikanischen Küste in ein sehr lödes Abenteuer verwickelt worden, halb gedrängt durch die Ereignisse, halb durch sein eigenes Jutun. Zu dem Abkommen zwischen Frankreich und Spanien, das den Agircasaffen am 16. Mai 1907 folgte, hatte Spanien die Zustimmung erhalten, die allgemeine Politik der französischen Regierung habe als Ziel die Erhaltung des bisherigen Besitzstandes; sollten aber neue Umstände eintreten, die geeignet wären, den gegenwärtigen territorialen Besitzstand zu verändern, so werde die französische Regierung mit der spanischen in Verbindung treten, damit beide Regierungen sich über die gemeinsam zu ergreifenden Maßnahmen verständigen.“ Inzwischen haben die Franzosen nicht fern von Spaniens nordafrikanischer Hafenfestung Melilla Alschida besetzt, sind in das Gebiet des Schaafjama einedrungen, ohne es wieder zu räumen, haben Colobanica okkupiert und ihren tatsächlichen Besitzstand weit in das bisherige Marokko vorgeschoben, ohne daß sich Frankreich mit seinem Kompagnon Spanien auseinandersetzt und diesem einen Gegenwert für die eigenen Gebietsveränderungen angewiesen hätte. Die spanische Regierung ist unruhig geworden; sie nahm wahr, wie sich Frankreich von unten herauf gegen Marokko vorstößt, und sie hegt wohl die Sorge, es könne noch der Tag kommen, wo Frankreich die marokkanische Nordküste trotz Agircas mit Beschlag belegt, die „Revidios“, die dort gelegenen spanischen Kastelle und kleinen Vandalengebiete, einschließt und dann auch im Süden Spaniens als mächtiger Nachbar auftritt. Die spanische Regierung hat nun nach einem Titel gestrichelt, um selbst tätiger in Nordafrika eingreifen und dann zu rechter Zeit, darauf gestützt, eigene Ansprüche geltend machen zu können, damit vielleicht Frankreich spornkommend, als nun spanische Privatunternehmer in den Schloten der Quaderberge von dem marokkanischen Anführerhauptling Bu Samara eine Konzession für Erzebergbau erwerben, die zur Ausnützung einen Vorkauf notwendig mache, bemühte Spanien die Gelegenheit, zwei strategische Stellungen, Cabo de Ana und Mar Gcica, an dieser Kraste zu besetzen und damit in marokkanisches Gebiet einzudringen. Gleichzeitig mit der Aufforderung des Sultans Muley Saldid an Spanien, diese Vorkauf zu räumen und sich von seinem Gebiete zurückzuziehen, erfolgte jener blutige Angriff der Kiffabylonen auf die spanischen Bahnarbeiter, der mit der Niedermetelung von sechs Arbeitern und einem weiteren Verwunden der spanischen Truppen endigte.“

In militärischer Hinsicht leiden die Spanier sehr schwer darunter, daß sie sich den Spoziergang nach dem Kiff viel leichter vorstellten und dementsprechend sich zu wenig vorbereiteten. Wie mit einem Schlag Schwärmen nach der blutigen Einleitungs-episode vom 9. Juli aus dem ganzen Kiffgebiete Stablenkarenen auf, und die Gegenstände, die diese wilden, kampfgeliebten Bewohner der nordafrikanischen Felsennühen gegen die bei Melilla versammelten Spanier führen, sind so heftig, daß der spanische Kommandierende Marina mit seinen 15 000 Mann bisher nur schwer standhalten vermochte. Seine Gegner sind an Zahl mindestens ebenso stark, ausgerüstet bewaffnet, mit der Dertlichkeit besser vertraut, von dem mörderischen Klima des nordafrikanischen Sommers nicht belästigt, ein kriegerischer, das mit seinen arabischen Verwandten jene Eigenschaften teilt, die selbst einen Napoleon in der Schlacht bei den Pyrenäen in die schwerste Bedrängnis brachten. Die Kiffabylonen haben die grüne Fahne des Propheten entrollt, der Kampf ist für sie ein Religionskrieg, in dem sie, diese niemandem botmäßigen Bewohner des Kiffgebietes, auch der marokkanische Sultan nicht zurückhalten könnte, selbst wenn er es wollte. Nun muß Spanien alle Maßnahmen über sich ergehen lassen, die eine mit ungenügenden Mitteln begonnene Kriegführung verfauldet. Der durch die bisherigen Kämpfe ermüdete Gegner, der von den Bergen herab den Befestigungsgürtel Melillas bedroht, wird fortan nur mit einem größeren Nachschub gezwungen werden können, als wenn man die Operationen mit genügenden Kräften begonnen hätte; die eigenen spanischen Truppen sind durch das wiederholte Fehlen an Artillerie und Geschwornenmunition und sonstige Mängel des Nachschubes sicher nicht in die beste Verfassung gekommen.

Und in Spanien selber scheint man zu dem ersten großen Fehler noch den zweiten zu fügen, das man entmutigt und erbittert über die Misserfolge die Fühne des Aufruhrs entrollt. Die Regierung ist zwar fest entschlossen, diesen Krieg nach zwei Fronten durchzuführen, nach innen und nach außen. Aber die Aufgabe ist damit ins Riesengroße ge-

wachsen und der Erfolg nur um teuren Preis zu erkaufen. Das republikanische Element glaubt jetzt, daß sein Weizen in dieser Not des Vaterlandes blühe und hegt nicht nur gegen den Krieg, sondern auch gegen die Dynastie und die katholische Kirche. Die letzten Ereignisse, die zur Aufhebung der verfassungsmäßigen Garantien führten, reden hierüber eine deutliche Sprache. Der Krieg an und für sich ist nicht einmal unpopulär beim Volke, in dem noch der alte Stolz der Spanier lebt und der die letzte Scharte des spanisch-amerikanischen Krieges ansprechen möchte. Leider fehlt es aber an einem ordentlichen Wehrgeleit. Der Reichsangel sieht sich von Militärdienst loskaufen. Dieser Mangel dient den Aufreihern zur Aufhebung des Volkes. Dazu kommt noch der Mangel eines im Volke hinreichend verstandenen Grundes für den Krieg, da die Regierung ihre wahren Gründe doch nicht vor aller Welt preisgeben kann, schon mit Rücksicht auf Frankreich nicht.

Es hieße über das Ziel hinausschießen, wollte man infolge dieses republikanischen Ansturmes auf die heutige Staatsordnung Spaniens von einer Krise des Königreiches und der Dynastie sprechen.

„Seit der Geburt des jetzt regierenden Königs, führt die „Reichspost“ aus, hat es nur wenige Jahre gegeben, in denen nicht einzelne Provinzen Spaniens von Aufständen und Revolutionen verheert worden wären. 1859, im Geburtsjahre König Alfons XIII., folgten den Aufständen in Katalonien und Galizien die Militärrevolte in Madrid; die Jahre 1885, 1892, 1893, 1894, 1896, 1899, 1900, 1904 bezeugten ebenfalls blutige Meutereien, die fast immer anarchistisch-republikanischen Ursprungs waren und die doch immer glücklos, wenn auch unter schweren Verlusten für den Wohlstand des spanischen Volkes, beendet werden konnten. In allen diesen Unruhen und Revolutionen hat es wenig gegeben, bei denen nicht der Brand von Katalonien und hier von Barcelona seinen Ausgang nahm, und kaum eine, an der nicht die Republikaner und Anarchisten Barcelonas sich mit den blutigsten Ausschreitungen beteiligt hätten. In den Katalonien steht alles Meutereiblut. Dreimal wurden sie seit dem siebzehnten Jahrhundert französisch, einmal durch eigene Wahl; im spanischen Erbfolgekriege schlugen sie sich auf die Seite des österreichischen Kronprinzen Erzherzog Karl, immer lagen sie, durch die örtliche Lage des Landes in die blutigste Ecke Spaniens zwischen Meer und Bergen, eingebettet, mit den furchtbarsten Revolten im Inneren und im Kampf um eine größere Autonomie, auf die sie als die wohlhabendsten und erwerbsfähigsten Steuerträger Anspruch zu haben glaubten. Obwohl durch diese Nation mit den übrigen Spaniern verbunden, konstituierten sie aus ihrer Unruhmacht eine eigene Sprache mit besonderen nationalen Ansprüchen. Dazu kommen seit Jahrzehnten die Gegensätze, welche die reiche, von einem gewaltigen Verkehr und großer Industrie belebte Handelsstadt Barcelona von dem im Grunde extrem konservativen, vorwiegend bäuerlichen Inneren Spaniens untercheiden. Hier sammeln unter den Hafenarbeitern, in den Werften, den Fabriken und dann unter jenem Menschenpöbel, das in jedem Weltknoten zusammengetrieben wird, alle unruhigen Ideen; das behagliche Rhon und Marcellie beunruhigt die Geister mit den radikalsten Ideen des republikanischen Frankreich und dieser aufgestopfte Radikalismus, in der Klugheit des spanischen Temperaments trefflich gehend, löst auf die harte Masse des ganz anders gerateten übrigen Königreiches. Es ist kein Wunder, daß es für die katalonische Freiheit seit Jahrzehnten keine Stellung gibt. Gegenüber lange schwankte Spanien zwischen den verschiedenen Regierungssystemen. Auf kurze Anläufe, eine moderne Gesetzgebung und Verwaltung einzuführen, folgten bis in die Neunzigerjahre immer wieder Perioden eines altväterlichen Konservatismus, der sich nicht in die Zeit hineinfaßt, gewaltig war und in seinem berechtigten Streben, das Alte zu schonen, gerne das Neue mit dem Alten ausschüttete. Ein verderbtes Parteiwesen, in dem weniger Grundzüge, als Familientraditionen und der Vorwitz der Parteimitglieder eine Rolle spielen, gibt der Unzufriedenheit immer neue Nahrung. Endlich nach den schwachen, hilflosen Regierungen und Regentenschaften, die in der ersten Hälfte der Siebzigerjahre ja selbst eine zweifelhafte republikanische Epoche sehen ließ, hat die letzte Zeit eine langsame Erholung über Spanien gebracht. Es ist überaus traurig, daß nun abermals auf der katalonischen Halbinsel die katalonischen Wirren ausbrechen und ihre Verheerungen auch in das fest zu ruhigen Bereiche Madrid, einige Orte Valencia und das noch aus den Resten der letzten Revolutionen hervorgegangene Aragonien tragen. Der größte Teil Spaniens ist aber — wenigstens bisher — von der revolutionären Bewegung nicht berührt.“

Man sieht daraus, daß es vordringlich politische Ursachen sind, die das schöne Spanien so gerissen haben. Es ist der Raubhunde alte Kampf zwischen Kragen und Gattillen, der so oft ist wie das seit Beginn des 16. Jahrhunderts geeinigte Spanien selbst. Alle Versuche, diesen Gegensatz zwischen Nord und Süd zu überbrücken, waren bisher umsonst. Die Schuld an diesen Verhältnissen und den neuesten Ereignissen der katholischen Kirche in die Schuhe zu schieben, das blieb nur einem abgefallenen Priester vorbehalten, aus dessen Pamphlet, das im Neuen Frankfurter Verlag (Freie Wort) erschien, die „Bad. Landeszeitung“ ihre Leser in höchst tendenziöser Weise unterrichtet und ihnen Märchen aufbindet, die sie wohl selbst nicht glaubt. Geschichte das wohl aus Vorliebe für den Radikalismus, der ja immer auch mit dem Liberalismus die Kirchenfeindschaft gemein hat? Es wäre zu bedauern, wenn das Republikanertum die Oberhand gewinnen würde. In Portugal wäre dann daselbst zu befürchten, und der radikale revolutionäre Block des Westromantismus wäre fertig. Auch Italien könnte angefaßt werden. Das gäbe neue Quellen der Sorge und Unruhe in der Politik Europas, der in Europa vorbereitende monarchistische Gedanke erlitt dadurch einen harten Stoß!

## Deutschland.

Berlin, 31. Juli 1909.

Eine liberale Warnung an die liberale Presse. Es gibt Liberale, denen es allmählich selbst Angst wird vor der geradezu blödsinnigen Haltung der liberalen Presse in der Frage der Reichsfinanzreform. Ganz in diesem Sinne richtet der liberale „Schwarzwälder“ vom 1. Nr. 169 vom 25. Juli folgende Warnung an die liberale Presse:

„Es liegt in sehr nahe, ist aber trotzdem nicht opportun, das Odium der neuen Steuererlese vorbehaltlos auf die konservativ-liberale Mehrheit abzuwälzen und sie damit zur eigentlichen Trägerin der neuen Finanzordnung zu machen. Das Reich und die Regierung hat das Geld gebraucht und auch der Liberalismus war bereit, 400 Millionen Konsumsteuern zu bewilligen — von diesem Standpunkt sollte auch in der besten Agitation nicht abgegangen werden. Denn sonst bricht man gerade den Wehrgeleitpartei Waffen in die Hand, die die Erhebung des Wozs und den Sturz des Fürsten Hlown vollkommen rechtfertigen werden. Gerade hierauf gründet sich ja die ganze Verteidigung der

konservativen Parteileitung und Presse, daß der Linksliberalismus und der Liberalismus überhaupt bei den indirekten Steuern verlagert habe, daß es also unmöglich gewesen sei, mit ihm die Finanzreform in dem notwendigen Umfange zu machen. Befürworter der freisinnigen Presse selber diese Behauptung der konservativen Führer, dann haben diese bei ihren jetzt so stark verheerenden Anhängern bald gewonnenes Spiel, und auch die Regierung kann gar nicht anders, als nachträglich die Berechtigung des konservativen Standpunktes anerkennen. Die freisinnige Agitation und Presse sollte also weiter denken als von heute auf morgen. Sie sollte nicht, wie die „Bf. Ztg.“, aus der Wehrgeleitpartei, der die Liberalen selber zugehört haben, agitatorisches Kapital gegen die Rechte schlagen wollen. Sie sollte nicht, wie das „Ber. Tageblatt“, die Behauptung eines konservativen Parlamentarismus in der „Roni. Korresp.“ mit freude quillenden, daß der freisinnig nur 220 Millionen indirekter Steuern zu bewilligen bereit gewesen sei, sondern sie sollte konsequent an ihrer freisinnigen Staatsgesinnung festhalten und sich gegen die Behauptung verwahren, daß der Liberalismus bei den indirekten Steuern verlagert habe. Die Popularität, die man sich durch unterschiedsloses Schimpfen auf die neuen Steuern erwirbt, ist billig, aber nicht von Dauer. ... Mögen die Liberalen sich davor hüten, die Agitation wahllos gegen die ganze Reform und insbesondere speziell gegen die neuen indirekten Steuern zu setzen, die in dieser oder etwas anderer Form ein unentbehrlicher Bestandteil aus einer konservativ-liberalen Finanzreform gewesen wären.“

Diese besorgten Darlegungen werden allerdings gewiß außer Hand und Fuß geraten liberale Blätter nicht abhalten, sich weiter in die Tinte zu reizen und — uns für die Zukunft Material zu liefern.

## Baden.

Karlsruhe, 31. Juli 1909.

Seine königliche Hoheit der Großherzog haben gnädigst geruht, die Delegationspräsidenten Hermann Fischer von Waldkirch und Heinrich Bödner aus Unterwiesheim zu Professoren an der Oberrealschule in Mannheim zu ernennen.

Seine königliche Hoheit der Großherzog haben sich gnädigst bewogen gefunden, der Hauptlehrerin A. D. Grunthe Dierich in Freiburg das Verdienstkreuz vom Rang der Ritterin zu verleihen.

Mit Entschiedenheit Großh. Generaldirektion der Staatseisenbahnen wurde die Betriebsassistenten Adolf Lederer in Mannheim nach Konstanz und Ludwig Hepp in Nierzen nach Pforzheim versetzt.

Mit Entschiedenheit Großh. Ministeriums der Finanzen wurden in gleicher Eigenschaft Revisionssinspektor Friedrich Baumann beim Hauptpostamt Mannheim zum Hauptsteueramt Freiburg und Zollverwalter Ernst Jüps beim Hauptsteueramt Freiburg zum Hauptpostamt Mannheim versetzt.

Die Zoll- und Steuerdirektion hat die Verleihung des Hauptamtsassistenten Karl Scheuermann in Mannheim nach Bad. Zurzach genehmigt.

### \* Nationalliberale Scherereien.

Vorgestern wurde uns der „Menschliler“ zugesandt, ein Blatt zur Vertretung nationalliberaler Interessen im Reichstag. Das Blatt hat die Genossenschaft, die ungeschicktesten Artikel aus der „Bad. Vbzg.“ herauszusuchen, wenn sie nur genügend genug sind und sie dann diesen Lesern vorzulegen. So hat der „Menschliler“ auch sofort den Artikel der „Bad. Vbzg.“, „Wo liegen die wahren Kumpen“ aus der „Landeszeitung“ herausgeschickt. Wir haben dem Blatt sofort eine Verhöhnung zugesandt, denn inzwischen hat selbst der Mitarbeiter der „Bad. Vbzg.“ zugestanden, daß er dem „Vob.“ mit jenem Artikel, wenigstens mit der Ausnützung des Wortes „Kump“ Unrecht getan habe.

Gestern erhielten wir Johann den nationalliberalen „Albboten“ zugesandt, der in Waldshut und Säckingen und Umgebung liberale Aufklärung verbreitet mittels Schere und Kleisterkopf. Dieser „Albbote“ scheint nun gar kein Vertrauen auf seine eigene Kraft zu haben. Er hat deshalb gleich zwei Artikel der „Bad. Vbzg.“ herausgeschickt: 1. „Wo liegen die wahren Kumpen“, 2. „Auf dem Wege ist ein Kreis“. Obgleich wir uns wohl vielleicht Gedanken über die beiden Artikel des nationalliberalen Parteisekretariats? Köstlich ist nur, daß der Artikel „Auf dem Wege ist ein Kreis“, schon ganz veraltet ist, was aber der nationalliberale Kreis auf dem Wege in Oberlande nicht merkt. Er hat offenbar statt einer Sauerkrautstange eine Zeitungsausschnitt, in welcher er herausgeschickte Artikel aufbewahrt, um sie in Notfällen, wenn der eigene Spiritus ganz ausgeblieben ist, ohne Rücksicht darauf, ob sie noch aktuell sind, den Lesern vorzulegen; manche Leute lieben ja den Sauerkraut, wenn er schon etwas alt riecht und schmeckt.

Der „Albbote“ hat an einem Kopf das Bild eines Schwarzwälders mit einem schönen Hut auf dem Kopf und einen Stock in der Hand. Bilettliche könnte er in Zukunft das Bild dahin abändern, daß er dem Mann eine Schlafhaube statt des Hutes aufsetzt, damit man weiß, daß er das Sinnbild des „Albboten“ ist, und statt des Stabes eine Papierrolle in die Hand gibt, damit man weiß, wo der „Albbote“ seinen Denkapparat hat. Wir sind gern erwidert, ihm wenigstens eine Schlafhaube bei Tisch zu erwerben und zuzuschicken. Der „Albbote“ hat vor einigen Tagen auch einmal die „Straß. Post“ angegriffen und dabei gegen den „Vob.“ daneben geschossen, indem er schrieb, der „Vob.“ habe den verstorbenen Abg. Kriedle nicht gut behandelt und nicht einmal erwähnt, daß Kriedle ein Katholik gewesen sei. Es wird aus diesem Grund nötig sein, daß wir dem „Albboten“ neben einer Schlafhaube auch eine Brille nebst Nachtsicht zuschicken, damit er im „Vob.“ nachlesen kann, daß der „Vob.“ über Kriedle tatsächlich schrieb, Kriedle sei Katholik gewesen und habe auch seine religiösen Pflichten erfüllt bezw. sei an seiner Kirche geblieben. Wir schreiben ferner, die nationalliberale Partei schäme solche Abzweckungen um so mehr, je seltener sie seien. Das alles hat der „Albbote“ nicht gelesen, weil er lediglich seiner Schere vertraut und seinem Kleisterkopf und nicht auf seinen Augen und seinem eigenen Verstand. Oder kennt er in letzterem seine Schwäche zu gut? Das wäre schon ein Zeichen von Bescheidung. Wir möchten also den „Albboten“ sowie den „Menschliler“ bitten, nicht so leicht zu schreiben. Das paßt sich nicht für Blätter für Leute von „Witz und Bildung“. Hochmalts nicht so viel scherzen, dann scherzen auch wir uns nicht viel um das, was die beiden liberalen Blättchen schreiben.

## Kleine badische Chronik.

Karlsruhe, 30. Juli. Zum Rechtsreferenten bei der Großh. Zoll- und Steuerdirektion ist als Nachfolger des in das Finanzministerium berufenen Geh. Finanzrat Zimmermann Notaratsinspektor Fritz Kude bei Gr. Sulz im Ministerium in Aussicht genommen.

Mannheim, 30. Juli. Zu einem aufregenden Familienauftritte kam es gestern Abend im Hause Klefelds-

straße 70. Der 20 Jahre alte Dreher Rudolf Fötter, wohnhaft K 4 3, hatte dort seine bei ihrer Mutter wohnende Geliebte aufgesucht, um ihr Vorhalt zu machen. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen und der junge Mann geriet dergestalt in Aufregung, daß er Gift zu sich nahm und in bewußtlosem Zustand ins Krankenhaus verbracht werden mußte. Er liegt bedenklich darnieder. Die Art des Giftes kann noch nicht festgestellt werden. — Die Vorhandlung beim Tiefbauamt wurde dem zugehört als Justizsekretär bei der Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen in Karlsruhe tätigen Herrn Großh. Bauamtsinspektor Albert Stauffer übertragen, der sein wichtiges Amt am 1. Oktober d. J. antreten wird.

Heidelberg, 30. Juli. Der Stadtrat hat auf seiner Sitzung vom 28. Juli dem Grafen Hoppell in der Friedrichshafen ein Telegramm zugesandt, in welchem es heißt: „Unser Stadt mit freudigem Dank begrüßt wird, daß der Graf seine Fahrt am Samstag über Heidelberg nehmen will und wozu ihm die Stadterwaltung in aufrichtiger Bewunderung seiner großartigen Werke ein herzliches Glückwunschsurst. Weiter ist beschloffen worden, daß während das Juppelische Lustschiff Heidelberg passiert, von der Bismarckstraße aus Wälderschiffe abgeordnet werden sollen. Es wird auch, sobald auf den die Stadt beherrschenden Höhen das Lustschiff wahrgenommen wird, von dort durch die Wälderschiffe das Herannahen deselben durch Flaggensignale nach der Bismarckstraße gemeldet werden, damit von dort aus sofort einige Alarmklingeln gegeben werden können. Das Bahnhofs- und die Stadthalle und die südlichen Lustschiffstürme auf den Höhen sollen am Samstag beflaggt werden.“

Speckstein, 30. Juli. Bei der gestrigen Wahl der Wälderschiffe in erster wurden abgeordnet: für den Kompromiß zwischen Konservativen und Zentrum 135 Zettel, für die Partei des Abg. Reichsmeisters Jahn (liberal) 143 Zettel. Infolge verschiedener Streichungen gehören noch Kandidaten des Kompromisses zu den Gewählten. Abgestimmt haben von 308 Wahlberechtigten 278, gleich 90 Proz. Das Ergebnis hat enttäuscht; und ist nur dadurch zu erklären, daß das günstige Resultat in der 3. Klasse zur Höhe gegen das Zentrum gebracht wurde. Der Kompromiß ist nur Unterstützung des Zentrums, hieß es, und manche Protestanten wurden dadurch gestiftet. Man ist nun höchst gespannt auf die Wahl der 1. Klasse am Samstag.

Zentern, 30. Juli. Heute fand in Zentern Bürgermeisterversammlung statt. Der bisherige Bürgermeister Weber, welcher auf eine wiederholte Amtsperiode zurückblickt, hat eine Wiederwahl wegen seines hohen Alters, 77 Jahre alt, abgelehnt; Weber ist, nebenbei bemerkt, noch Besitzer der Arbeit- und Vorkaufskasse. Von 353 Wahlberechtigten haben 335 abgestimmt. Es erhielten die Stimmen: Wilhelm Daffner, Richter, der Gemeindefrauentreuer, 142; Hugo Krauß, Landwirt, 90; Edward Staudt, Gemeinderat, 83 und Andreas Kunz 1. Da keiner der Kandidaten die absolute Mehrheit der Stimmen erhielt, ist eine neue Wahl erforderlich.

Bruchthal, 30. Juli. Ein barmherziger Deserteur ist der Dragoner Heilig, aus der Gegend von Gerbad, dem er sich vor einiger Zeit von seinem Truppenteile entflohen und mehr als eine Woche lang in der Umgebung auf der Suche nach einem Versteck in der Obergraben geflüchten. Das Kriegsgericht verurteilte den Deserteur zu neun Monaten Zuchthaus, heißt ihn aber einwilligen noch im diesigen Militärarresthause. Gestern ist der schon vor seiner Militärzeit Verheiratete wieder ausgebrochen, um der ihm substituierten Strafe zu entgehen.

Forstheim, 29. Juli. Die vereinigten acht hiesigen gewerblichen Vereine hielten dieser Tage eine gemeinsame Versammlung ab. Die Versammlung beschloß, sich nach „Bad. Vbzg.“ auch mit der Gründung des Hanja-Bundes. Nach längerer Erörterung wurde beschloffen, gegenüber dieser Organisation eine abwartende Stellung einzunehmen, da dessen Entzweigen noch der Klärung bedürftig. Ein weiterer Gegenstand der Besprechung bildete die kommenden Landtagswahlen. In dieser Frage äußerte der Vorredner aus, daß das Handwerk bis jetzt kein Recht geübt habe. (Das war ja gerade der Fehler, meint die „Bad. Vbzg.“, dazu, überläßt aber, daß sie damit ihrer eigenen Partei nicht das beste Zeugnis in Bezug auf das Handwerk ausstellt. D. M.) Man sei aber genötigt, wegen der großen Aufgaben, die heute an die Gewerbetreibenden und den Mittelstand gestellt würden, zu der nächsten Zeit zu nehmen. Ein auswärtiger Redner soll in nächster Zeit hierüber einen Vortrag halten. (Die „Bad. Vbzg.“ verwies uns kürzlich bezüglich des Hanja-Bundes auf eine Erklärung des ersten Vorsitzenden Müller in Berlin, daß der Hanja-Bund eine wirtschaftliche Vereinigung sei. Es scheint, daß man dem auch in Gewerbetreibern nicht mit viel Vertrauen begegnet. Wir für unsere Teil hielten uns lieber an Anmerkungen einzelner als Berliner Hanja-Bundler. Stadtrat Bösch erklärte in der Hanja-Bund-Versammlung in Karlsruhe, daß der Bund den Kampf gegen die Konservativen und das konfessionelle Zentrum führe. Damit ist klar ausgedrückt, daß es sich lediglich um wirtschaftliche, sondern auch um politische Fragen im Hanja-Bund handelt. Und deshalb haben wir es heute noch eine Ungeheuerlichkeit an, wenn die Handwerker Propaganda für diesen politischen Bund macht. Die Gewerbetreibenden, vor allem das Handwerk, tun ganz recht daran, wenn sie sich diesem Bunde gegenüber reserviert verhalten. (Die Red.)

Forstheim, 30. Juli. Eine widerliche Szene spielte sich gestern Mittag in der Kulturhalle vor dem Wälderschiffhause ab. Eine Frau, deren Mann im Gehirne mit einer anderen überaus heftig kämpft, der auch nicht nachlassen wollte, als unter dem Hullo der Menge die Streitenden mit Wasser besoffen wurden. Die Polizei machte dieser Sache schließlich ein Ende und verbrachte die Frauen auf die Station.

Rastatt, 30. Juli. In Wittersdorf stürzte die 60 Jahre alte Ehefrau des Bauwirts Müller die Kellerterrasse hinab. Sie erlag in kurzer Zeit ihren Verletzungen.

Bonn Oberreine, 30. Juli. Am 26. d. M. fand im Sitzungssaale der Handelskammer Konstan eine Konferenz der badischen, bayerischen, württembergischen und österreichischen Mitglieder des Arbeitsausschusses der internationalen Vereinigung zur Förderung der Schiffarmachung des Rheines bis zum Wabensee statt, zu der auch Herr Oberbaudirektor Professor Wiedemann erschienen war. Den bedeutendsten Gegenstand der Tagesordnung bildete die Frage der Schiffbauindustriellen, namentlich der Schiffe von Bussard-Bojen. Es wurde beschlossen, unbedingt den Ausbau der Auger Schiffe in der für die Großschiffahrt zweckmäßigen Länge von 90 Metern zu fordern. Rom bad. Staaten erwartet man, daß sie sich entspreche nach den Klagen beteilige. In der Angelegenheit soll demnächst eine Eingabe an das Großh. Ministerium des Innern gerichtet werden.

Schopfheim, 30. Juli. Auf den Gehwegen der ermordeten Frau Madärdin hat sich der Verdacht der Mordwissentlichkeit geltend.

Waldenburger, 30. Juli. Der Blaueselchen und in der allerletzten Zeit recht ergiebig, doch ließ die Qualität, d. h. die Größe der Fische zu wünschen übrig. Dementsprechend sind auch die Preise nicht die besten.

### Die Vogelveränderung in Baden im Jahre 1908.

Aus Baden, 29. Juli. Unter dem Einflusse der schweren Dageffolgen der letzten 4 Jahre hat die Vogelveränderung auch im Jahre 1908 wieder erhebliche Fortschritte gemacht. Nach den Angaben der im Lande tätigen Vögelveränderungsvereine erreichte die gesamte Vögelveränderungsumme einen Betrag von 57 187 916 Vög.; sie betrug damit gegen das Jahr 1907 um 5 625 133 Vög. mehr. Die Zahl der Vögelveränderer betrug auf 46 717, also um 4348 oder 10 Prozent gestiegen. Von







